



Merkur
Jahres
Regent

Reimmichl

Volkskalender



TYROLIA

2019

Inhaltsverzeichnis

4–7

Das Jahr 2019

8–55

Kalendarium
Jänner bis Dezember

56

Reimmichl-Abo

57–59

Editorial

60–75

Ihre Sicht auf die
vinzentinische Familie
Sr. Maria Gerlinde Kätzler
im Interview mit Birgitt Drewes

76–80

Jakob Bürgler
Stillstand aufbrechen
und sich bewegen

81–84

Peter Jungmann
Was Bischof Stecher sagen würde ...

85

Reinhold Stecher
Gebet für die Heimat

86–87

Reinhold Stecher
Sehnsucht nach Herz

88–92

Klaus Heidegger
Herz-Jesu-Verehrung in Tirol

93–96

Fritz Tiefenthaler
Nachdenken über die Tiroler Schützen

98–102

Angelika Wagner
Lebensqualität Bauernhof

103–106

Elisabeth Tschachler
Gegen den Ärztemangel am Land

107–113

Antje Plaikner
Ländliche Nahversorgung
durch ein Familienunternehmen

114–118

Lukas Schmied
Werkstadt für die Jungen am Land

119–123

Christa Hofer
Spitzenkoch zieht das Land
der Welt vor

124–127

Veronika Lercher
Eine tierisch ernste Haltung

128–131

Anja Monitzer/Lisa-Maria Nussbaumer
Osttiroler Projekt für Jugendliche

132–135

Othmar Kopp/Kurt Lanthaler
Geschichten über die Grenze

136–138

Ulli Pizzignacco-Widerhofer
Sehnsuchtsort Welt

139–143

Sandra Hupfaut

Tiroler Geschichte von „Stille Nacht“**144–157****Ein Tiroler Paar findet
im Ausland Heimat**

Henry Überegger im Interview mit Birgitt Drewes

158–159

Sabina Moser

Jodeln in Hamburg**160–164**

Reimmichl

Der versteigerte Bräutigam**166–168**

Franz Haidacher

Erinnerung des Ministranten**169–172**

Notburga Maringele

Weil der heilige Martin lachte**173–176**

Helmut Wittmann

Licht aus, Licht an**177–180**

Britta Weber

In Ritualen sich selbst begegnen**181–185**

Sabine Monthaler-Hechenblaikner

Weltkulturerbe auf der Dorfbühne**186–191**

Stefan Spiess

Kolping: Heimat in der Fremde**192–194**

Hans Augustin

Land Verlust**195–202****Generation Z zieht Spuren****203–207**

Karolina Putz

**Zwei Pongauer Männer
auf Spurensuche****208–211**

Elisabeth Stögerer-Schwarz

100 Jahre Frauenwahlrecht**212–216**

Ingrid Delacher

Frauenmuseum im Bregenzerwald**218–225**

Elfriede Hammerl

Wo stehen Frauen heute?**226–233**

Marie Egger Riedmüller

**Die Geschichte
einer Freundschaft****234–240**

Monika Frenzel

500 Jahre Maximilian in Tirol**Impressum**

Alle Rechte bei der Verlagsanstalt Tyrolia Ges.m.b.H. Innsbruck, Exlgasse 20; Nachdruck, auch auszugsweise, verboten. Konzeption & Design: ICARUS creative; Produktion: GrafkStudio HM, Hall in Tirol Druck & Bindung: FINIDR, Tschechien; ISBN 978-3-7022-3674-8 Kontakt: reimmichl@tyrolia.at, www.reimmichlkalender.at

Ihre wache Sicht auf die vinzentinische Familie

Als Älteste von fünf Kindern lernte sie früh mit Verantwortung umzugehen. Armut war nie eine Herausforderung, klare Aussagen zu treffen am Beginn ihrer Zeit als Generaloberin sehr wohl. Sr. Maria Gerlinde Kätzler leitet seit über zwanzig Jahren die Barmherzigen Schwestern in Zams.



Sr. Maria Gerlinde Kätzler

Dr.ⁱⁿ, seit September 1997 Generaloberin der Barmherzigen Schwestern des heiligen Vinzenz von Paul in Zams; geboren im Tiroler Außerfern; Ausbildung zur Lehrerin in Zams; Eintritt in den Orden; Studium der Geografie und Mathematik; 21 Jahre lang Lehrende am ordenseigenen ORG und an der BAKiP in Zams; 19 Jahre Leitung des Internats; Wahl in den Generalrat des Ordens im Alter von 38 Jahren; acht Jahre Generalvikarin; seither Generaloberin.

Foto: Foto Graf

Welches Schwesternbild wünschen Sie sich, das die Menschen in Tirol im 21. Jahrhundert haben?

Dass wir als Frauen, die im Dienst der Kirche und der Menschen stehen, wahrgenommen werden – als Frauen, die ihre Frau stehen, die auch ordentlich ausgebildet sind und ihr Leben hergeben für die anderen, für Gott.

Vinzenz von Paul nannte seine Schwestern „Dienerinnen der Armen“. „Arm“ war für ihn „jeder Mensch, dem es an etwas mangelt, an Nahrung, Kleidung, Gesundheit, Heimat, Zuwendung, an Wissen und Können“. Gilt der Auftrag in der Form heute noch?

Ja, wir haben in unserem Wappen stehen „Caritas Christi urget nos“. Da ist klargelegt, die Liebe. Man kann den lateinischen Genitiv in zwei Richtungen deuten: Die Liebe zu Christus drängt uns bzw. die Liebe von Christus her drängt uns.

Nach Vinzenz von Paul heißt das nichts anderes, als die Liebe Gottes den Bedürftigen gegenüber, den Gebrechlichen gegenüber, dem gefährdeten Leben gegenüber in die Tat umsetzen. Das ist unsere Aufgabe, dass wir auf die Kleinen in der Gesellschaft zugehen.

Wie gelingt das im Spannungsfeld zwischen Arbeit und Erfolg im 21. Jahrhundert? Unser berufliches Leben ist in so vielfältiger Weise immer nur darauf ausgerichtet, Erfolg zu haben.

Das Erfolgsrezept liegt bei uns nicht an erster Stelle. Sicher erwarten wir auch, dass Hilfe ankommt und dass etwas herauschaut. Darum haben wir ja Einrichtungen, wo wir kompetent und zielgerichtet den Menschen helfen können. Aber im Letzten ist der Weg, den Jesus Christus gegangen ist, der Weg, den Vinzenz gegangen ist, eigentlich ein Weg nach unten. Ich meine, es ist nicht die Karriere, die an erster Stelle steht.

Was würden Sie dann sagen, was an erster Stelle steht?

Es ist ein eindeutiges Leben, das auf Gott ausgerichtet ist, das im Dialog – im versuchten Dialog – gelebt werden soll. Daneben ein Leben auf die Menschen zu und dass wir uns einlassen auf jede Situation, wo der Andere uns braucht.

Bedeutet es damit einen Unterschied, wenn man eine Mitarbeiterin, ein Mitarbeiter im Umfeld des Ordens ist?

Das ist momentan die spannende Aufgabe der Ordensleitung, einen Weg zu finden, wie wir unsere Mitarbeiterinnen und Mitar-

Wann haben Sie das erste Mal von Reimmichl gehört?
Schon als Kind. Da hat es den Reimmichlkalender immer gegeben und Geschichten sind uns auch vorgelesen worden. Etwa die vom Kreuzkaspar.

Was verbinden Sie persönlich mit dem Menschen Reimmichl?
Erstens habe ich das Bild vor mir, diese Brillen, das lustige Gesicht. Er muss ein besonderes Selbstverständnis gehabt haben, ein fröhlicher Mensch gewesen sein.



Von Zams nach Peru.

Den Überblick zu bewahren, findet Sr. Maria Gerlinde Kätzler nicht so schwer – sie sei ja immer mittendrin, auch in der Niederlassung in Peru.

Foto: Mutterhaus Zams

beiter in diese vinzentinische Familie hereinholen, wie wir unsere Berufung in einer anderen Form weitervermitteln, wie wir unsere Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter begeistern können, dass sie in unserem Sinn arbeiten. Das ist auch ein Teil meines Lebens, diese Wertearbeit mit ihnen allen, mit den Führungskräften unserer Einrichtungen intensiv zu betreiben.

Das heißt also, dass Sie diese Werthaltung mit den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern zusammen gestalten?

Wir machen gezielte Wertearbeit. Zum Beispiel ist das Qualitätsmanagement im Krankenhaus eng verknüpft mit unseren Werten und unserer Wertevermittlung. Es geht selbstverständlich um medizinische, pflegerische Qualität, um alles, was in einem Krankenhaus notwendig ist, aber immer verbunden mit unseren Werten. In diese Richtung werden auch die Fortbildungen gestaltet, werden Führungskräfte geschult. Wir haben zurzeit einen vinzentinischen Lehrgang laufen, den wir zusammen mit den Barmherzigen Schwestern von Graz-Mitteuropa und mit den Barmherzigen Schwestern von Innsbruck entwickelt haben.

Ein Wertelehrgang?

Ja. Einerseits, dass unsere Führungskräfte informiert sind über Vinzenz und Luise, dass sie ihr Leben, ihre Ausrichtung, ihre Schwerpunkte kennen, die ja auch unsere sind. Und dann geht es darum, wie man das in die heutige Zeit übersetzt.

Es ist Ihnen also wichtig, dass der Arbeitsort für Ihre Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter anders ist?

Das ist sehr wichtig, sonst brauchen wir unsere Einrichtungen nicht aufrechterhalten. Wir haben inzwischen fast 1600 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Wir sehen sie alle innerhalb der großen vinzentinischen Familie. Ihre Engagements sind natürlich verschieden intensiv, das ist schon klar. Ich erwarte mir nicht, dass da alle zu hundert Prozent auf dieser Linie sind, das wäre illusorisch.

Aber das Angebot gibt es ...

Ja, und ich erwarte mir schon einen gewissen Prozentsatz, der hundert Prozent engagiert ist. Nur so kann man ein Unternehmen führen.

Dieses Unternehmen hat sieben Bereiche: vom Mutterhaus über das Provinzhaus in Bozen, das Krankenhaus, soziale Einrichtungen, pädagogische Einrichtungen, die Seminarhäuser und Urlaubsorte bis hin zur Niederlassung in Peru. Wie gelingt es Ihnen persönlich, da den Überblick zu bewahren?

Den Überblick bewahren – das ist nicht so schwierig. Ich kenne ja alle, bin immer bei ihnen. Ich meine, ich habe meine zwei, drei Wochen Urlaub im Jahr, aber sonst stehe ich mittendrin.

Die richtigen Arbeitsschwerpunkte zu setzen, wie gelingt das?

Manche Dinge sind vorgegeben. Wenn ich ein Krankenhaus führe, dann habe ich mich an alles zu halten, was vom Gesetzgeber vorgeschrieben ist. Und in diesem Rahmen kann ich dann gestalten. Das versuchen wir eben auszuloten, zusammen mit den Geschäftsführungen und mit der kollegialen Führung.

Sie gelten als Managerin mit klaren Strategien. Auf Tirolerisch könnte man sagen, eine Person mit Ecken und Kanten. Wie weit können Sie dieser Beschreibung was abgewinnen?

—
Was bedeutet Glück für Sie?

Wenn man jeden Tag aufstehen kann, wenn man Menschen um sich hat, die man mag und die einen mögen. Für mich persönlich bedeutet Glück auch, glauben können.

—

Ich bin jetzt zwanzig Jahre Generaloberin und habe einen großen Lernprozess hinter mir, das kann ich schon sagen. Ich habe mich anfangs sehr bemüht, auf die Menschen einzugehen, habe da aber auch erfahren müssen, dass ich Grenzen setzen muss, dass ich klare Aussagen treffen muss und dass man nur so als Führung auch etwas erreicht. Da bin ich sicher kantiger geworden. Das stimmt schon.



Klare Aussagen.

Die zwanzig Jahre als Generaloberin haben Sr. Maria Gerlinde Kätzler gelehrt, sowohl auf die Menschen einzugehen als auch Grenzen zu setzen und klare Aussagen zu treffen.

Foto: Mutterhaus Zams

Der Orden ist im Tiroler Oberland der größte Arbeitgeber. Sie haben die 1600 Menschen schon angesprochen. Wie geht man da mit der Verantwortung rational, aber auch emotional um?

Von der rationalen Seite her müssen die Betriebe funktionieren. Dazu hat man Werkzeuge, hat man Leute, die leiten. Wobei das Schwierige ist, die richtigen Menschen zu finden, die auf der einen Seite das Know-how haben und auf der anderen Seite eben die menschliche Dimension in unsere Richtung.

Das andere, die emotionale Sache – ja, da kann ich schon auch einmal drunter leiden, wenn es nicht so funktioniert. In unseren Betrieben geht man normalerweise nicht so um, dass man sagt, zack-bumm, jetzt bist du weg. Manchmal muss aber auch eine Trennung vorgenommen werden. Mir geht es darum, dass wir gut

miteinander umgehen, dass wir den Einzelnen wertschätzen. Das gilt nicht nur in Richtung unserer Patientinnen und Patienten, unserer Schülerinnen und Schüler oder unserer alten Menschen, die uns anvertraut sind, sondern das gilt auch zwischen den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern.

Wir haben eigene Grundsätze ausgearbeitet mit unseren Führungskräften und Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, die verbindlich sind. Für mich gilt auch als Grundsatz: Wenn es notwendig ist, kann jeder bis zu mir vordringen. Es ist nicht so, dass da eine Mauer gebaut wird – überhaupt nicht.

Was ist zum Beispiel einer dieser Grundsätze?

Zum Beispiel, dass man auf Augenhöhe miteinander umgeht, dass wir den Anderen informieren und nicht dumm sterben lassen.

Welche Eigenschaften, würden Sie sagen, haben Sie vor zehn Jahren noch nicht besessen, die Sie jetzt haben?

Dieses „Respekt haben“ ist uns in die Wiege gelegt worden. Bei uns zu Hause haben der Lehrer, der Pfarrer, der Doktor schon etwas gegolten. Wir haben auch Zimmer vermietet. Ich kann mich immer erinnern, dass meine Eltern mit den Menschen, die gekommen sind, respektvoll umgegangen sind. Schon mit einem gewissen Selbstverständnis. Sie waren einfache Bauersleute, sind zu sich selber gestanden und haben den Anderen respektvoll behandelt. Im Orden hat es dann die Hierarchie gegeben und irgendwo ist man in eine Haltung hineingewachsen, die vielleicht manchmal zu respektvoll war. Wenn ich jetzt einem Geschäftsführer gegenüber sitze, der mir in manchen Dingen überlegen ist, der eine Managementausbildung oder betriebswirtschaftliche Ausbildung hat, die ich nicht habe, dann ist es wichtig, dass ich trotzdem weiß, er muss sich an unsere Richtung halten, und das muss ich auch deutlich sagen. Das habe ich erst lernen müssen.

Verantwortung zu tragen, heißt auch, immer wieder die Balance zu finden zwischen Loslassen und Delegieren. Ist das schwierig zu lernen? Oder ist einem das gegeben?

Ich war die Älteste in der Familie und habe sehr früh Verantwortung für meine Geschwister übernehmen müssen. Ich war Heimleiterin im Internat und habe viele Dinge einfach selber gemanagt, habe auch von Gott schöne Begabungen geschenkt bekommen. Dann tut man sich manchmal schon ein bisschen schwer zu delegieren. Nur, ich lernte es durch die Fülle der Aufgaben auch. Man kann nicht alles selber tun.

Woran halten Sie – außer an Ihrem Glauben – auch noch fest?

An meiner Familie zu Hause, meinen Geschwistern, die Eltern leben nicht mehr. Ja, und ich kenne viele gute Menschen, Mitschwestern, denen ich es wohl meine und die es mir wohl meinen, die ich nicht verlieren möchte. Ich denke, auch den Frieden in unserem Land und schön wäre es: weltweit.



Verantwortung tragen.

Sr. Maria Gerlinde will nicht hinter einer Mauer ihrer Führungsaufgabe nachkommen, sondern bei den Menschen sein, vor allem bei ihren Mitschwestern.

Foto: Mutterhaus Zams

Eines der drei Gelübde, die Sie abgelegt haben, war ja das der Armut. Jetzt gehen Riesensummen durch Ihr Haus, durch Ihre Hände. Wie geht das zusammen?

Das geht relativ einfach zusammen, weil ich diese Summen immer im Hinblick auf unsere Spiritualität verantworten muss. Das heißt, da sollte man nirgendwo Luxus gestalten. Man wird das Geld nicht verschleudern. Man wird gezielt nachfragen: Ist das notwendig, dient es auch unserer Richtung?

Für mich persönlich ist das kein Problem, weil ich von klein auf gewohnt war, dass man mit Geld verantwortungsvoll umgeht. Ich komme aus einfachen Verhältnissen. Wenn wir Kinder gesagt haben, jener Bub oder jenes Mädchen haben das und das bekommen, dann hat es bei uns daheim geheißen: Kinder, das können wir uns nicht leisten, aber ihr dürft studieren. Dieses „ihr dürft studieren“ – es hat ja noch keine Stipendien gegeben damals – das war ein sehr hoher Wert. Es gab also eine klare Wertordnung fürs Geldausgeben.

Kann man Weitblick lernen? Eine Eigenschaft, die ja unbedingt notwendig ist, wenn man in dieser Managementaufgabe drinsteckt.

In gewisser Weise kann man ihn schon lernen. Wie gesagt, die zwanzig Jahre waren ein großer Lernprozess. Ich habe auch von meinen Beratern viel gelernt und werde auch heute noch unterstützt.

Ich glaube, ich habe von daheim mitbekommen, dass man über das Eigene hinausschaut. Die Sicht auf das politische Leben, auf das Leben in Gemeinde, Land, Welt war immer eine wache. Bei uns wurde zum Beispiel aus dem „Volksboten“, später „Präsent“, laut in der Familie vorgelesen und dann wurde darüber geredet. Ich denke, das weitet den Blick. Wir Kinder haben vieles mitbekommen.

Also da ist ein breiter Diskurs geführt worden?

Ja, immer. Ich habe Geschichte in der Familie gelernt, nicht in der Schule. Namen wie Göring und Goebbels oder Seyß-Inquart sind bei uns daheim genannt und gewertet worden. Natürlich hat man es einfacher gehabt, weil unsere Eltern keine Mitläufer waren.

Dieses Wachsein hat Sie geprägt?

Ja, das prägt. Ich habe in der Lehrerbildungsanstalt sehr viel gelesen und mir mein geschichtliches Wissen aus dem Lesen angeeignet. Es hat mich immer interessiert. Vielleicht habe ich auch deswegen Geografie studiert.

Aber nicht Geschichte?

Nein, nicht Geschichte. Das hat man im Orden nicht gebraucht. Geografie ist aber sehr breit gefächert.

Sie wurden vor kurzem als Generaloberin wiedergewählt. In der Rückschau: Was war für Sie das Prägendste während dieser Zeit?

Das waren zunächst sicher die ersten sechs Jahre. Ich bin aus Schule und Internatsalltag gekommen und musste unsere anderen Einrichtungen kennen lernen, bin sehr viel in die einzelnen Einrichtungen gefahren, von Vorarlberg bis Kärnten damals.

Da habe ich entdeckt, dass unsere Schwestern, die tüchtige Oberinnen waren, alle in die Jahre gekommen und müde geworden sind. Es wurde offensichtlich, dass eine gewisse Phase der Entwicklung, die im öffentlichen Sektor in den Jahren zuvor stattgefunden hatte, einfach verschlafen wurde oder keine Kraft mehr

—
Wie sehen Augenblicke des Genusses für Sie aus?
Das kann durchaus ein gutes Mittagessen sein, schöne Musik, Kunst oder Ähnliches.
—

—
Was ist für Sie
Nachhaltigkeit? Ein
absolutes Modewort.
Ja, das ist ein
Modewort, aber wäre
ein wichtiges Wort.
Dass man mit den
Ressourcen
verantwortungsvoll
umgeht – ganz egal,
ob das
Humanressourcen
sind, Menschen, die
man heute nur nach
dem einschätzt, ob
sie nützlich sind oder
nicht, und auch mit
den natürlichen
Ressourcen, unserer
Umwelt.

dafür da war. Ich habe sehr bald begriffen, wir müssen neue Strukturen schaffen für unsere Einrichtungen. Aber wie? Das war ein schwieriger Prozess.

Wir haben dann mit den Oberinnen der Häuser und mit dem Generalrat beraten. Ich bin draufgekommen, dass die Oberinnen die Situation sehr wohl wahrgenommen haben. Sie waren weitblickender, als ich geahnt hatte. Die hatten es schon gesehen, aber sie waren irgendwie machtlos. So haben wir in den einzelnen Häusern, in den Heimen zum Beispiel, Führungskreise eingerichtet, damit wir vorzu die Schwestern aus den Leitungspositionen ablösen konnten, weltliche Heimleiter, weltliche Pflegedienstleiter, weltliche Stockleiter und -leiterinnen. Dann kam es zur Gründung der Gesellschaften.

Wo, würden Sie jetzt sagen, ist es wichtig, dass man den Geist der Barmherzigen Schwestern spürt?

Ich sehe es nicht nur als Nachteil, dass wir heute weniger Schwestern haben. Der Vorteil ist, dass wir nicht mehr fragen, wo braucht es eine Schwester, weil ein Loch entstanden ist, sondern dass man mehr die einzelne Schwester sieht, was sie für Begabungen hat, was sie für Fähigkeiten hat, welche Ausbildung man ihr zukommen lassen kann, wo sie dann ihre Ausbildung einsetzt. Und dass sie dort, wo sie steht, das lebt, was eine Barmherzige Schwester ausmacht. Dass auch meine Nachfolgerinnen, die dann einmal vielleicht recht wenige sein werden, das Vinzentinische wachhalten in den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern und dass sie es dort leben, wo sie stehen.

Wie kleine Edelsteine, die verstreut sind?

Ich würde sagen, das sind die Andockpunkte zur Transzendenz. Die müssten die Schwestern darstellen. Dass das, was im Evangelium steht, dort eben sichtbar wird – bei allen menschlichen Schwächen und Grenzen, die wir haben.

Ein Zitat einer Schwester lautet: „Die Spiritualität einer Barmherzigen Schwester ist also eine Spiritualität der Zuwendung, des Helfens und Dienens nach dem Beispiel Jesu Christi.“ Das klingt nach viel Demut und Zurücknehmen der eigenen Identität – oder verstehen die Menschen außerhalb der Ordensgemeinschaft das nicht ganz?

Das Wort „Dienen“ hat heute keinen guten Klang mehr, das stimmt schon. Wir haben für unsere Einrichtungen drei Werte formuliert: die erbarmende Liebe, einander dienen und die herzli-



Andockstellen zur Transzendenz.

Die Barmherzigen Schwestern sehen es als ihren Auftrag, das sichtbar zu machen, was im Evangelium steht.

Foto: Mutterhaus Zams

che Hochachtung. Wir lesen jeden Morgen einen Satz von Vinzenz von Paul vor dem Frühstück. Einer seiner Gedanken lautet: „Gib nach, solange es nicht gegen den Willen Gottes ist.“

Beim Nachdenken habe ich mir gedacht: Ja, nachgeben, wenn es ums Persönliche geht. Wenn es um den Anderen geht, nein. Wenn es in meiner Sache um die Verantwortung für große Einrichtungen geht, auch nicht. Dazu bedarf es eines Stehens zu und in mir selber. Das ist nicht Aufgabe der Identität. Ich habe viel verhandelt mit Behörden usw. Ich hoffe, immer so, dass ich niemanden verletzt habe, aber manchmal auch beinhart. Ich sage, was ich denke. Da nehme ich mir kein Blatt vor den Mund.

Ist ein spirituell gelebter Alltag ein Geschenk oder harte Arbeit?

Ich würde sagen, beides. Harte Arbeit insofern, weil man dranbleiben muss, weil es eine gewisse Treue fordert, weil es manchmal auch Verzicht erfordert. Aber die Bereicherung, die man erfährt,

ist ungleich größer. Ich möchte das nie missen. Ich frage mich manchmal, wie Menschen, die keinen Glauben und keine Orientierung über das Innerweltliche hinaus haben, ihre Situation durchhalten.

Was ist Spiritualität für Sie persönlich?

Das Verortetsein im Glauben, dass zwischen meinem Tun und Leben eine Beziehung hergestellt werden kann mit Gott, mit Jesus Christus.

Der weltweit größte Orden sind die Barmherzigen Schwestern. Was macht diese so attraktiv für junge Frauen?

—
Nervt Sie manchmal etwas?
Lärm.

—
Ich glaube, das ist die heutige Entwicklung: Auf der einen Seite stehe ich dem Feminismus nicht negativ gegenüber. Die Frau ist in vielen Gesellschaften und über viele Jahrhunderte unterdrückt worden, da braucht es unbedingt eine Befreiung. Auf der anderen Seite glaube ich, dass man heute überzieht und dass diese Selbstverwirklichung, die so wichtig geworden ist, nicht immer dem wirklich Femininen, dem Weiblichen, dem Wesen der Frau, gerecht wird. Ich glaube, dass das Anziehende an den Barmherzigen Schwestern zum Teil auch darin liegt, dass es dem Wesen der Frau entspricht, die einfach umsorgen möchte, die helfen möchte, die ein warmes Herz hat, wo Gefühle, Emotionen handfest werden können.

Was, glauben Sie, würde Katharina Lins, die erste Barmherzige Schwester in Zams, zum heutigen Tirol sagen?

Oje. Sicher nicht „Auf zum Schwur“. Sie würde staunen. Ich denke – wenn ich auf ihre damalige Aufgabenstellung schaue – sie würde staunen, wie sich die Medizin, die Versorgung der alten Leute geändert haben, wie gebildet unsere Leute heute sind, welche Bildungschancen es gibt. Ob es dann wirklich Herzensbildung ist, ist eine andere Frage.

Sie wäre aber wahrscheinlich über manche Dinge entsetzt, die es bei uns gibt. Ich denke, Tirol ist mehr als zur Zeit von Katharina Lins ein lebens- und liebenswertes Land, aber es kommt langsam an seine Grenzen – vom Verkehr her, von der Erschließung her, von der Einstellung zum Leben her. Ich sage es jetzt einmal brutal: Die Geldgier, die heute da ist, wo einfach wirtschaftliche Dinge immer im Vordergrund stehen vor den menschlichen, das fände sie wohl keine so super Entwicklung.



Das Wesen der Frau.

„Ich glaube, dass das Anziehende an den Barmherzigen Schwestern zum Teil auch darin liegt, dass es dem Wesen der Frau entspricht, die einfach umsorgen möchte, die helfen möchte, die ein warmes Herz hat, wo Gefühle, Emotionen handfest werden können.“ Sr. Maria Gerlinde Kätzler

Foto: Mutterhaus Zams

Sie sind auch viel außerhalb von Tirol unterwegs. Gibt es das, was die Tiroler immer von sich selber glauben, dieses Tirolspezifische?

Was für mich wichtig wäre, diese Handschlagqualität, die man den Tirolern nachsagt – die gibt's, glaube ich, bis zu einem gewissen Grad schon noch. Aber sie geht mehr und mehr verloren. Also das Verlässliche erlebe ich zum Beispiel auf vielen Ebenen nicht mehr. Und: Es geht heute auch viel persönliches Engagement im Bürokratismus unter.

Was bräuchte es dazu, dass man sich wieder auf diesen Wert besinnt?

Wenn der Mensch nichts mehr über sich anerkennt, dann hat der Wertemaßstab eine große Relativität. Wenn ich mich einem höheren Wesen gegenüber verantwortlich weiß, dann ist die Ordnung in der Welt eine andere, als wenn ich alles nur innerweltlich sehe. Dann bin ich ja blöd, wenn ich nicht auf meinen Vorteil schaue, wenn ich nicht andere austrickse, wenn ich nicht für mich das Beste suche. Wenn ich mich aber in einer größeren Ordnung sehe, dann habe ich andere Maßstäbe. Und ich glaube, an dem fehlt es. Dass das schnell rückholbar ist, daran glaube ich eigentlich nicht.



Foto: Mutterhaus Zams



Sie sind auf einem Bauernhof in einem kleinen Dorf, in Zwischentoren, mit 20 Häusern aufgewachsen. Sie sagen: „wo ich jedes Haus nach dem Geruch blind hätte identifizieren können“. Ist das Heimat für Sie?

Wenn ich in mich hineinhorche, dann empfinde ich ein gewisses Unbehagen, einen Schmerz, weil sie nicht mehr so ist, wie sie war. Vor allem sehe ich das – da komme ich jetzt konkret auf die Politik zu sprechen – in der Verkehrssituation, in der Zerstörung von vielem, und im Reglement von oben.

Ein Beispiel: Mein Vater hat im Jahr 1961 eine Wassergenossenschaft in unserem Dorf gegründet und mit den Dorfbewohnern eine Wasserleitung gebaut. Dieses Wasser wurde bis vor drei, vier Jahren getrunken. Obwohl wir sicher weltweit die beste Wasserqualität haben, kommen plötzlich von oben Vorschriften, das Wasser muss UV-bestrahlt werden. Das kann die kleine Genossenschaft nicht mehr leisten. Daher ist man jetzt in die Gemeinde eingebunden und muss fürs Wasser bezahlen. Vorher hat es nichts gekostet, weil die Leute selber organisiert waren. Mehr und mehr werden solche Eigeninitiativen durch Behördenvorschriften zurückgedrängt.

Das ist nicht gut für das Land und für die Menschen.

Ich sehe, dass in meinem kleinen Dorf, in dem ich aufgewachsen bin, Stück für Stück diese Eigenständigkeit verloren geht. Jetzt wurde die Schule geschlossen, den einfachen Leuten wird es am eigenen Grund und Boden schwer gemacht, für ihre Kinder ein Haus zu bauen, usw. Ja, es ist eine gewisse Wehmut da, weil es meine Kindheitsheimat nicht mehr gibt.

Aber ich lebe mein Leben in Zams. Ich habe zwar in der Lehrerbildungsanstalt immer gedacht, in Zams möchte ich nie wohnen wegen der Berge. Jetzt bin ich doch immer da. Das spricht dafür, dass nicht unbedingt die Landschaft den Heimatbegriff prägt. Ich denke, es sind die Menschen, mit denen man zusammenlebt, die Aufgabe, die man zu erfüllen hat, wo man eingebunden ist in ein Netzwerk von Menschen, Strukturen, wo man sich auch bis zu einem gewissen Grad geborgen fühlt.

Sie leben auf dem Lande, trotzdem sind Sie gefordert, extrem weltoffen zu denken und zu handeln, schon aus Ihrer Aufgabe heraus. Wie lassen sich diese Knoten im Kopf gut lösen?

Ich sehe, wie in vielen Bereichen der ländliche Raum ausgehöhlt und ausgebeutet wird. Die Intelligenz wird in die Stadt geholt und am Land bleiben die einfachen Leute zurück. Wir bräuchten sie

—
Welchen Luxus leisten Sie sich?
Am Morgen eine Stunde Meditation und lesen, dann dass ich halt am Wochenende fotografiere. Und dass ich manchmal ein Fotobuch gestalte.

aber draußen auch. Es sind auch die meisten Orden im städtischen Bereich daheim, auch die vinzentinischen, die ja in Paris gegründet wurden.

Wir haben unser Zentrum auf dem Land, wurden gegründet für Krankenpflege und Bildung vor allem der weiblichen Jugend. Wir stehen ganz bewusst dazu und wollen auch heute für die ländliche Bevölkerung da sein und hier einen Ort der Bildung schaffen und schauen, dass qualifizierte Berufe im Oberland ausgeübt werden können. Das ist ein Anliegen. Ich glaube, darin zeigt sich Weitblick.

Das heißt, es braucht Infrastruktur, dass die Menschen bleiben können.

Ja, und nur mit dem Fremdenverkehr leben, das wird sich nicht spielen.

Sehen Sie hier die große Herausforderung für die Politik, da was zu gestalten?

Ja. Wo wir können, tun wir das auch. Gerade durch das Krankenhaus und durch unsere Schulen schaffen wir qualifizierte Arbeitsplätze. Von den fünf Häusern, die in der GmbH der sozialen Einrichtungen zusammengefasst sind, sind ja drei im Raum östlich von Innsbruck – Mils, Hall und Schwaz – trotzdem haben wir verlangt, dass die Geschäftsführung in Zams sein muss und auch manche Funktionen bei uns sein müssen, weil im Raum Innsbruck ohnehin schon genügend qualifizierte Arbeitsplätze gegeben sind.

Wenn man weiterschaut, wird Innsbruck auch als die Provinz und das Land gesehen und es ist alles fokussiert auf Wien und Brüssel. Bleiben die einzelnen Menschen mit ihren Schicksalen auf der Strecke?

Darum finde ich das „Europa der Regionen“ einen guten Unterbegriff, der noch mit Leben gefüllt werden muss.

Wo braucht Tirol mehr Segen?

Mehr Segen? Ich würde den Segen so definieren, dass die Menschen ihre Bodenhaftung nicht verlieren und, soweit es geht, im Glauben Rückhalt finden und daraus die Kraft haben, ihr Land zu gestalten. Da sehe ich momentan allerdings große Bewegungen in die Gegenrichtung.

Das Interview führte Birgitt Drewes.

—
*Für wen würden Sie
Ihr letztes Hemd
geben?*

Ich glaube, dass das
in mir schon so
ausgeprägt wurde im
Laufe des Lebens: für
jeden, der es braucht.